№ 23. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Versöhnt!

53

Original-Roman von Ida Barber.

(Schluß.)

Einst da Sanders, von seinen Berufsgeschäften heimkehrend, Ilka nicht wie gewöhnlich ihn am Fenster erwartend fand, eilte er beunruhigt die Stiege hinan. Die Dienerin sagte ihm, sie sei vor kaum einer Stunde ausgegangen. Auf ihrem Schreibtisch fand er einen Brief, den er eilig erbrach.

Sie schrieb: „Geliebter! Eine Sterbende ruft mich, daß ich ihr in ihrer letzten Stunde beistehe. Es ist jene unglückliche Marie Dinray, von der ich Dir erzählt. — Ihr Vater hat sie verstoßen: sie hat, fürchte ich, Gift genommen; beunruhige Dich nicht, wenn ich heute später nach Hause komme!“

Sanders wußte, wo jenes unglückliche Mädchen wohnte; er hatte ihr oft genug in Ilka's Auftrage Geld gesendet.

Eilig schritt er der Wohnung zu.

Die redselige Hausmeisterin erzählte ihm, daß das Kind bereits gestern gestorben sei, die junge Mutter in heftigen Krämpfen liege und wohl schwerlich davon kommen werde.

Oben angelangt, fand er Ilka am Bette der Kranken. Mühsam richtete Letztere sich auf.

„Wenn ich ihn nur noch einmal sehen könnte,“ flüsterte sie. „Ich mag nicht von dieser Erde scheiden, ohne seine Verzeihung erbeten zu haben!“

„Soll ich ihm telegraphiren, daß er komme?“ fragte Ilka.

„Es wird zu spät sein,“ entgegnete die Sterbende; „ich fühle es, das Gift wirkt; meine Stunden sind gezählt, — bis er kommt, bin ich längst —“

Die Sprache versagte ihr; fest biß sie die Lippen aufeinander, um ihren Schmerz zu verwinden.

„Wen meint sie?“ fragte Dr. Sanders.

„Ihren Vater,“ entgegnete Ilka.

„Und von Norbert keine Spur? Auch sie kennt seinen Aufenthalt nicht?“ forschte Sanders.

„Er schrieb ihr, wie sie mir mittheilt, daß er sich nach Melbourne eingeschifft, dort sein Glück zu versuchen!“

Die Leidende richtete sich wieder auf, sie schien nach Athem zu ringen, noch eine letzte Anstrengung zu machen, sich zu verständigen, doch erschöpft sank sie in die Kissen zurück, noch ein minutenlanger Kampf — sie hatte ausgelitten. —

„Ihr ist wohl,“ sagte Dr. Sanders bewegt.

Ilka schwieg; ihre Gedanken irrten weit ab zum fernen Bruder, zu dem unglücklichen Vater des Mädchens, zu all' jenen Verlorenen, die, so gern sie vielleicht möchten, nicht die Kraft finden, sich zu rehabilitiren.

„Laß uns gehen,“ sagte Sanders, als er sah, wie mächtig Ilka erregt war, „der Anblick einer Leiche ist für Dich —“

„Sag' mir,“ unterbrach sie ihn, „hier im Beisein dieser Dahingeschiedenen, Ellimar, hast Du den Tod der Theresia Holm auf Deinem Gewissen? Ich habe Dich nie danach gefragt, denn da ich Dich hernach als den edelsten und besten Menschen erkannt, wollte ich jenes Verhältnisses nicht gedenken, das Du einst —“

„Gut, daß Du darauf zurückkommst,“ nahm Dr. Sanders das Wort,“ ich mochte Dir nicht unaufgefordert davon sprechen, wir hatten auch wohl zeither Wichtigeres und Besseres zu discutiren, indeß zu Deiner Beruhigung sei es Dir gesagt, jene Theresia Holm, die einen 16jährigen Gymnasiasten in ihre Netze zu locken wußte, ist nicht in eine Parallele mit dieser Unglücklichen zu stellen, die den Verführungskünsten eines notorischen Wüstlings zum Opfer fiel.“

„Aber auch sie hat sich das Leben genommen,“ sagte wehmüthig die junge Frau.

„Wer sagte Dir das?“ unterbrach unwillig Dr. Sanders.

„Ihre eigene Mutter,“ entgegnete Ilka.

„Komm, Theure,“ entgegnete Dr. Sanders, „es ist hier Angesichts der Todten nicht der Ort, Dir nähere Details mitzutheilen. Wenn Du mich aber durch die Radialstraße begleitest, zeige ich Dir ein Geschäft, in dem die ehemalige Theresia Holm als Gattin eines soliden Handschuhmachers amtirt. Ich erfuhr es erst jetzt, da ich erst jetzt der mehr als 10 Jahre lang Vergessenen nachforschte.“

„Also sie hat sich nicht getödtet?“ fragte Ilka immer noch ungläubig. „O, wie mir ein Alp vom Herzen fällt!“ fuhr sie fort, sich innig an Ellimar anschmiegend; „ich mußte Dir ja gehören, darüber waltete ja in mir, seitdem ich Dich wiedergesehen, kein Zweifel, doch, so oft es mir recht wohl in Deiner Nähe war, trat das Bild jener Unseligen wie ein Störenfried zwischen Dich und mich, als hätte sie noch ein Recht auf Dich, das sie mir streitig machen müßte!“

„Um Dich also zu beruhigen,“ entgegnete Sanders, „wirst Du sie selbst sprechen müssen und aus ihrem Munde hören, wer sie sei! Ich bezeichne Dir den betreffenden Laden; Du gehst hinein und wirst, indem Du etwas kaufst, schon das Gespräch so zu leiten wissen, daß Du ihren Familiennamen erfährst!“

„So hätte die Schwester Marie, die mir Deine Treulosigkeit, das Elend der Unglücklichen, ihre Verzweiflung, ihren Tod mit allen Details ausmalte, einfach — gelogen?“ fragte Ilka.

„Das hat sie und bei Gott,“ fuhr Sanders mit drohend erhobener Stimme fort, „ich bin dieser Creatur, die durch ihre Einflüsterung an all' unserm Elend schuld ist, eine Revanche schuldig! Aus den Büchern Deines Vaters geht hervor, daß sie 1000 Gld. erhalten hat! Das ist ein Sündengeld, das sie zurückerstatten muß, sie und die Oberin, denn Beide sind im Bunde, werden sonst angezeigt!“

Vergebens suchte Ilka, als sie auf dem Heimwege waren, Dr. Sanders von jener Idee abzubringen; er wollte ein Exempel statuiren und den Frömmlern, die unter der Maske der Wahrheit und christlichen Liebe die Saat des Unfriedens streuen, das Handwerk legen.

Zu Hause angelangt, schrieb er der Oberin, daß die

vor 5 Monaten in das Braun'sche Haus entsendete Schwester Marie eine schändliche Intrigue eingefädelt und 1000 Gld. für ihr „Gott wohlgefälliges Wirken" erhalten habe. Wenn selbige 1000 Gld. nicht innerhalb 3 Tagen zu Gunsten der jüdischen Ortsarmen im Namen Alois Braun's bei der jüdischen Gemeinde deponirt werden, sei er fest entschlossen, den Prozeß wegen Verleumdung anhängig zu machen und die todtgesagte Theresia Holm zu citiren.

Es war gerade am Vorabend des Versöhnungsfestes, als dem Schreiben der Oberin in Sanders' Kanzlei anlangte, sie habe bereits gestern, um sich nicht in Weitläufigkeiten zu verwickeln, jene Summe an die jüdische Gemeinde und im Namen Alois Braun's übermittelt und Schwester Maria aus dem Verbande des Klosters entlassen.

„Siehst Du jetzt ein, Ilka," fragte Sanders, ihr das Schreiben reichend, „welch' schändliches Spiel man mit Dir getrieben?"

„Und ich konnte den Worten dieser Unseligen Glauben schenken!" rief Ilka in bitterer Selbstanklage.

„Laß es mich von Deinen Lippen hören, Ellimar," bat sie, „daß Du mir verzeihst! Noch habe ich das erlösende Wort nicht gehört."

„Möge uns Gott am morgenden Tage der Versöhnung so unsere Sünden verzeihen," sagte der junge Mann, „wie ich Dir vergebe, daß Du gefehlt!"

„Dank! Tausend Dank für diese Worte!" rief Ilka bewegt; „morgen werde ich mich mit meinem Gott auszusöhnen trachten und dann, Geliebter, laß uns ein neues Leben frei von Fehl und Irrthum beginnen, ein Leben, das nur allem Guten und Schönen geweiht sein soll!"

„So bist Du mein, ganz mein!" rief Sanders, die Geliebte an sein Herz ziehend; „so ist Deine Sprache Musik meinem Ohr, Balsam meinem Herzen."

Und andächtig wie nie in ihrem Leben beteten am folgenden Versöhnungstage Alois Braun und seine Tochter im Gotteshause.

Sie verließen dasselbe erst am Schluß der Andacht; Vater wie Tochter hatten während des ganzen Tages vor Gott gestanden; es war ihnen ein Tag der Buße, des Gebets und als sie Abends in weihevoller Stimmung und erleichterten Herzens das Gotteshaus verließen, da war es ihnen, als sei ein höheres Glück, das sie zeither nicht gekannt, in ihre Seelen eingezogen.

„Du bist erschöpft?" sagte Sanders, als er seine Braut vor der Thür des Tempels erwartete.

„Versöhnt mit Gott," sagte sie, ihm in die Arme sinkend.

„Ja, versöhnt mit Gott," wiederholte Alois Braun, der der Tochter Worte gehört.

„Möge Alles, was Du Dir ausgebeten, Vater," sagte Sanders, „gnädige Erfüllung finden."

„Dank Dir, mein Sohn," entgegnete tief bewegt Alois Braun, und seinen Arm in den des jungen Mannes legend, wollte er schon den Heimweg antreten, da versperrten ihm zahllose Arme den Weg, die sich an Braun als ihren Wohlthäter drängten und seine Hände mit Küssen bedeckten.

„Was wollen die Leute von mir?" fragte Braun verwundert.

Jetzt erst entsann sich Sanders, daß er Auftrag gegeben, von jenen 1000 fl. heut Abend 100 fl. an würdige Arme vertheilen zu lassen. Im Nu hatte es sich gerüchtweise verbreitet, daß Braun das Geld gespendet.

Er mochte wollen oder nicht, er mußte ihre Dankbezeugungen entgegennehmen und als er endlich das Freie gewonnen, sagte er, beglückt aufathmend: „Versöhnt mit Gott!" — Wenn doch Viele wüßten, welche befreiende und erlösende Kraft in diesen Worten liegt!"

* * *

Ein Jahr war darüber hingegangen. Wieder feierte man den Versöhnungstag und wieder war Alois Braun andächtig im Tempel.

Heute hatte er ganz besonderen Grund, seinem Gott zu danken. Die letzte Schuld war getilgt, als reiner Mann stand er wieder da; Niemand konnte sagen, daß er durch ihn einen Kreuzer verloren.

Der einst ersehnte Adel war ihm zwar immer noch nicht geworden, aber der Adel der Gesinnung und echter Religiosität war jeder seiner Handlungen aufgeprägt und sicherte ihm die Hochachtung all' derer, die sich ehedem, als er falschen Göttern nachjagte, verächtlich von ihm abgewendet.

In Ellimar Sanders' Hause war gerade am Rosch haschonoh ein neuer Weltbürger eingepassirt.

Das Glück der jungen Ehegatten schien ein beneidenswerthes. Die Tante Rosa wäre so gerne bei Ilka gewesen, doch auch im Hause der Tochter erwartete man ein frohes Ereigniß, sie mußte bleiben; — aber der Onkel ließ es sich nicht nehmen, bei seinem kleinen Neffen Gevatter zu stehen.

„Er ist ein ganzer Prachtkerl!" sagte er, als man ihm das Kind zeigte, „ähnelt seinem Großvater auf ein Haar!"

Und sich an seinen Bruder wendend, fuhr er fort: „Sag', Alois, bist Du nun zufrieden?"

„Mehr als zufrieden," entgegnete Alois tief bewegt; „ich bin versöhnt mit meinem Gott und erkenne ihn freudigen Herzens als den Allvater an, von dem alles Gute kommt."

Ende.

Die Ausgewiesenen.

Ein Zeitbild von A. Speier in Heinebach.

(Schluß.)

Ich bin kein Deutscher, sondern ein Russe und bin in einem Dorfe unweit Petersburg geboren. Um jedoch dem lästigen Militärdienst zu entgehen, eilte ich über die Grenze und ging nach Preußen. O, wie herzte mich die Mutter, als ich in einer stürmischen Octobernacht mit meinem Vater fortging. Nie habe ich diesen tieftraurigen Abschiedsblick vergessen, nie ihre Mahnungen, aber auch nie diese liebevollen Augen wieder gesehen; sie starb bald nach meiner Abreise, gewiß aus Gram über mich, wenn der Vater mir auch eine andere Todesursache angab. Auch meinen Vater sah ich nur noch einmal seit jener Zeit, er starb zwar erst im vorigen Jahr. Wie oft in jener stürmischen Nacht nahm er mich, der ich doch bald erwachsen war, auf seinen Arm und trug mich eine Strecke, mich fest an sich drückend. Er sprach fast gar nicht und wir gingen immer weiter, nur als wir einen Wald nahe der Grenze passiren mußten, stand er still. Es war ein ergreifender Augenblick. Die zerrissenen Wolken ließen für einige Minuten den vollen Mond hervortreten und so konnte ich das gramdurchfurchte Gesicht meines lieben Vaters genau betrachten. Stürmisch warf ich mich an seine Brust und schluchzte heftig. Er aber sagte mit einer von Weh und Weinen durchzitterter Stimme: „Jetzt, mein lieber Samuel, naht die Trennung. Dort, wo die einzelnen Bäume stehen, ist die Grenze. Mit Empfehlungen an edle Glaubensbrüder bist Du sorglich ausgestattet und dennoch verlasse Dich nicht auf Menschen, sondern auf Gott. Er, der in Sturmnöthen uns beisteht, wird auch in Lebensstürmen Dein Schild sein". „Vater zieh' heim zur Mutter, tröste sie und tröste Dich, Gott wird mich nicht verlassen." Noch einige Augenblicke hielten wir uns umschlungen, dann — das Herz wollte mir zerspringen — trennte sich der Sohn von dem Vater, vielleicht auf ewig. Ich weinte noch lange, dann trocknete ich meine Thränen, zog einen schäbigen, zerrissenen und zerfetzten Wams an, wie ihn die polnischen Betteljungen jener Gegend tragen und erwartete den Tag. Er brach an und ohne Schwierigkeiten gelangte der Betteljunge, für den man mich hielt, über die Grenze. Nach mancherlei Plackereien kam ich glücklich nach Breslau und fand auch in dem Hause eines begüterten und edelen Glaubensgenossen bald Aufnahme. Zwei Jahre gab mir der Edele nicht nur Alles, was zum Leben gehörte, sondern er ließ mich auch unter-

richten. Da starb er. — Zum zweiten Male hatte ich nun einen Vater verloren und weinend saß ich noch auf dem frischen Gräbeshügel, als Alle sich schon längst entfernt hatten. Doch warum verzage ich, sagte ich mir, „Er, der in Sturmesnöthen uns beisteht, wird auch in Lebensstürmen dein Schild sein". Da legte sich eine Hand leise auf meine Schulter, ich drehte mich um, und Lea, des Todtengräbers zwölfjähriges Töchterlein stand vor mir. „Ich kenne Dich", sprach sie schüchtern, „Du bist Samuel Griesheim und weinst um den guten Mann, der da — sie deutete auf das frische Grab — drunten liegt. Komm mit mir, wir sind auch aus Rußland, Du kannst bei uns bleiben". Willig folgte ich dem guten Kinde. Und ich blieb im Vaterhause Lea's jahrelang. Da starb ihre Mutter und — heute sind es zwei Jahre — auch ihr guter Vater. Daß wir — Lea und ich — uns liebten, mag der alte Mann schon längst gemerkt haben, einige Stunden vor seinem Tode gab er uns seinen Segen. Und sie ward mein Weib, mein engelgutes, braves Eheweib. — Schluchzen erstickte seine Stimme. — Nach einem Jahre schenkte sie mir ein Söhnchen, hier liegt es in der Wiege und lächelt mich an und weiß nichts von dem großen Schmerz, der ihm bereitet worden ist. Alle kleinlichen Sorgen waren mit dem Erscheinen dieses kleinen Knaben gewichen und auch in geschäftlicher Beziehung ging es besser, wir konnten sogar unsere kleine Spezereihandlung erweitern. Da — wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel kam der Ausweisungsbefehl, binnen vier Wochen Preußen zu verlassen. Ich lief zur Behörde zu Diesem und Jenen, um den schrecklichen Befehl rückgängig zu machen, doch nur eine Verlängerungsfrist von 14 Tagen war Alles, was ich erreichte. Nun ging es an's Verkaufen und Versteigern der Waaren und der wenigen Habseligkeiten. Und als ich die Schulden von dem Erlös bezahlt hatte, war uns nur wenig noch geblieben. Zum Gottesacker lenkten wir nun unsere Schritte, um von unseren Lieben Abschied zu nehmen. Gesegnet sind die Todten, die hier ruhen, mehr als die Lebenden, haben sie doch, wenn auch nur ein einziges Plätzchen zum Eigenthum; man gönnt es ihnen und weist sie nicht fort, wie die Lebendigen. Das waren meine Gedanken an jenem Tage. Dann nahmen wir im Herzen Abschied von den theuren Entschlafenen und ich wandte den Blick nach Osten, nach dem Lande meiner Väter und nahm auch von den dort ruhenden Lieben im Geiste Abschied.

Und wir zogen fort von der Heimath in die Ferne, wohin, wußten wir nicht. Es ist ja das Verhängniß Juda's von uralten Zeiten her, daß es ziehen muß, hierhin und dorthin, bald in einzelnen, bald in großen Schaaren. — Wir hatten nichts mehr, denn das Wenige, was wir besaßen, nahm noch unmittelbar vor unserem Wegzuge ein angeblicher Gläubiger meines verstorbenen Schwiegervaters durch den Gerichtsvollzieher in Besitz. Nur noch einige Kleinodien von unseren Eltern waren unser einziges Eigenthum und so gerne wir dieselben als theures Andenken auch behalten hätten, wir konnten es nicht; die bittere Noth gab es nicht zu, ich verkaufte endlich das Allerletzte, es war der Trauring meines Weibes. — Abermals überwand den Armen die Rührung im Gefühle des Andenkens an eine bessere Zeit. — Endlich fuhr er fort: Aber auch der Erlös ging zur Neige. Und jetzt half nichts mehr. Der Hunger ist stärker als Stahl und Eisen, er bändigte auch unser Schamgefühl. In einem Dorfe in der Nähe von C. war es, als ich mit meiner Frau in das Haus eines Glaubensgenossen trat, um eine Gabe zu erheischen. Sprechen konnten wir nicht, nur schluchzen. Wir besuchten nur das eine Haus, obgleich uns eine ansehnliche Gabe verabreicht worden und verließen dann das Dorf. Da erst kam uns die Sprache wieder und meine Frau begann: „Lieber, wir wollen uns trennen, mein Herz bricht mir, wenn ich Dich betteln sehen soll". Ich machte Einwände, obgleich ich dasselbe Gefühl für mein liebes Weib hatte. Doch sie bestand darauf. — Wieder ein Abschied fürs Leben. Ach! hätte ich doch der Guten nicht nachgegeben, nur in diesem Falle nicht, sie lebte dann noch und wäre bei mir. Acht Tage waren seit unserer Trennung vergangen, da schrieb sie mir unter „postlagernd" einen Brief nach C., worin sie mir anzeigte, daß sie mich dort am folgenden Tage treffen wollte. Da saß ich denn an diesem bestimmten Tage am Bahnhof in C. und erwartete mit Ungeduld den Zug. Wie pochte mir das Herz, als er endlich einfuhr! Welch' unermeßliche Freude bei allem Leid empfand ich, Frau und Kind jetzt wieder an die Brust drücken zu können! Der Zug entleert sich nach und nach und mein Auge suchte sehnsuchtsverlangend in der Menge: mein Weib, mein Kind waren nicht ausgestiegen. Eine Wolke legte sich auf meine Augen und ich wanke zurück in die Stadt. Und nochmals stehe ich auf dem Perron, hoffend, daß mit dem letzten Zuge die Ersehnten kommen sollen; immer banger wird es mir und mich verzehrt bald die Ungeduld. Jetzt endlich fährt der Zug ein. Es giebt wohl trübe Stunden im menschlichen Leben, aber eine unangenehmste ist ängstliches Harren auf ein liebes Wesen, das eintreffen soll und doch nicht eintreffen kann. Ich war jetzt, als meine Frau wieder nicht kam, einer Ohnmacht nahe. O, wenn doch die Post geöffnet wäre, vielleicht ist ein Brief da. Aber die Post ist geschlossen und ich suche mein Nachtquartier auf. Lange, lange wachte ich, erst gegen Morgen schlief ich ein. Allerhand wirre Träume umgaukelten mich, endlich kam Klarheit in das Traumgewirr. Ich sah meine Frau im Schnee stecken, ermüdet von der weiten Reise. Sie versucht, sich daraus emporzuarbeiten, doch es geht nicht. Ich höre sie beten und rufen: so hilf Du mir doch Samuel! Da wachte ich auf. Und ich verrichtete mein Morgengebet so inbrünstig, wie wohl noch nie in meinem Leben. — Die Post ist nun noch mein Hoffnungsanker. Aber kein Brief ist da, so oft ich des Tages anfragte. Noch einen Tag will ich warten, wenn dann kein Brief kommt, suche ich Frau und Kind, und wenn ich bis an's Ende der Welt gehen müßte.

Der Morgen bricht an und ich sitze in der kleinen Gaststube beim Kaffee. Der Zeitungsträger bringt eben die Zeitung und legt sie auf den Tisch. Mechanisch greife ich darnach. Kaum habe ich sie einige Minuten in der Hand, da fällt mein Blick auf eine Stelle, die mir das Blut zu Eis gerinnen macht. Ich lese: „Gestern fand man zwischen Börnebach und Altersheim die Leiche einer jüdischen Frau. In ihrem Schoße lag in warmen Tüchern eingewickelt, ein Kind, noch lebend". Ich sank um, mußte mich aber bald wieder erholt haben, denn ich fand noch Zeit den Zug zu erreichen und fand hier —

Weiter kam der Erzähler nicht, und ein herzerschütterndes Stöhnen drang aus seiner Brust.

Armes Weib! Du hast jetzt einen Ruheplatz gefunden, welchen die Menschen Dir nicht gegönnt haben. Wird Dein beklagenswerther Mann auch bald Ruhe finden?

Lesefrüchte.

1. Macaulay über die jüd. Religion.

In Macaulay's „kritischen und historischen Aufsätzen (deutsch von Möllenhoff I. Bd.) finde ich in dessen kritischer Besprechung von John Miltons „Verlorenes Paradies" die bedeutsamen Aeußerungen über die jüdische Religion, die bei der hohen Achtung, die Macaulay in der Weltlitteratur einnimmt, hier wohl eine Wiedergabe verdient:

„Die Geschichte der Juden ist die Erzählung eines fortdauernden Kampfes zwischen einem durch die furchtbarsten Weihen geschützten reinen Deismus und dem seltsam berückenden Verlangen, einen für die Sinne wahrnehmbaren Gegenstand der Anbetung zu haben. Vielleicht hat von alle den untergeordneten Ursachen, denen Gibbon die schnelle Verbreitung des Christenthums zuschreibt, während das Judenthum kaum je einen Proselyten gewann, keine eine so mächtige Wirkung gehabt, wie jenes Bedürfniß. Gott, der Unerschaffene, der Unergründliche, der Unsichtbare, zog nur wenige Verehrer

herbei. Philosophen mochten einen so hohen Begriff bewundern; die Menge wandte sich mißfällig von Worten ab, welche ihrem Gemüth keinen sichtbaren Anhalt boten. Aber vor der in menschlicher Gestalt verkörperten, unter Menschen wandelnden Gottheit, die allen ihren Gebrechen unterworfen, ihre Gefühle theilte, die auf ihren Gräbern weinte, die in der Krippe schlummerte und am Kreuze verschied, vor dieser sank alles in den Staub: die Vorurtheile der Synagoge, die Zweifel der Akademien, der Stolz des Porticos, die Fasces der Lictoren, die Schwerter von dreißig Legionen. Bald nachdem das Christenthum seinen Sieg vollendet hatte, begann dasselbe Princip, welches ihm als Stütze gedient hatte, einen verderblichen Einfluß zu üben. Es entwickelte sich daraus ein neuer Götzendienst. Schutzheilige übernahmen die Obliegenheiten der Haus- und Familiengötter. Der heilige Georg trat an die Stelle des Kriegsgottes Mars. St. Elmo tröstete die Seefahrer über den Verlust von Castor und Pollux. Die Jungfrau Maria und die heil. Cäcilie ersetzten Venus und die Musen. Die Anmuth und der Zauber des Geschlechts wurden wieder mit der Hoheit himmlischer Würde vereinigt, und ritterloser Frauendienst mischte sich mit dem Cultus der Religion. Die Bestrebungen der Reformatoren haben oft versucht, diesen Gefühlen Einhalt zu thun, ohne je etwas mehr zu erreichen, als einen scheinbaren oder theilweisen Erfolg. Die Eiferer, welche die Bilder in den Kathedralen zerstörten, wurden nicht immer damit fertig, die Götzen aus ihrem eigenen Busen zu entfernen. Es würde nicht schwer sein zu beweisen, daß es sich auf dem Gebiete der Politik nicht anders verhielt. Wir fürchten, das Doctrinen im Allgemeinen erst körperliche Gestalt gewonnen haben müssen, bevor sie im Gemüth des Volkes zu zünden vermögen. Das Interesse der Menge ist leichter in Bewegung zu setzen für das nichtssagende äußere Zeichen, oder für den unbedeutendsten Namen, als für das wichtigste Princip."

Diese Darstellung würde sich demnach, um mit Disraeli zu sprechen, darin zusammen fassen lassen, daß „das Christenthum „Judenthum für die Menge" sei. M. Wbg.

2. Aus Nürnberg's Vergangenheit.

Rudolf Genée sagt in seiner schönen Schilderung „Nürnbergs Blüthezeit und Hans Sachs:" Eine der reizendsten Kirchen Nürnbergs, die St. Marien- oder Frauenkirche, wurde erst 1361 vollendet und sie erstand aus Anlaß eines Ereignisses, daß nicht wenig zur Verschönerung der Stadt beigetragen hatte. Der jetzige Hauptmarkt war ehemals von zahlreichen Häusern bebaut, welches den mit dem wachsenden Handel schnell emporgekommenen Juden gehörten, die auch daselbst alle Fleischbänke, Fischerstände, Bäcker- und Pfragnersläden besaßen, für welche ihnen die Verkäufer zinspflichtig waren. Im Jahre 1349, gleich nach Beendigung der stattgehabten Revolution, gestattete Kaiser Karl IV. dem Rathe von Nürnberg, damit derselbe einen größern Marktplatz für die Stadt gewinne, alle jene im Besitz der Juden befindlichen Häuser, welche sich damals zwischen den beiden Patrizierhäusern Franz Haller's und Friedrich Behaim's befanden, abzubrechen, um dadurch zwei Plätze zu schaffen, welche unbebaut bleiben sollten. Dadurch entstanden der jetzige Hauptmarkt und der angrenzende Obstmarkt*). Zwischen beiden Territorien lag die Judenschule. Auch diese sollte abgebrochen und an ihrer Stelle eine Kirche gebaut werden. So entstand die Marien- oder Frauenkirche, welche 1361 vollendet war, während gleichzeitig auf der Lorenzer Seite die Marthakirche von Konrad Waldstromer gestiftet ward.

*) In M. Truckenbrot's „Nachrichten zur Geschichte der Stadt Nürnberg" (1785 und 86) werden noch vier andere Häuser bezeichnet, welche sich nahe dem Hause Ulrich Stromer's befanden. Die Juden wurden angewiesen, auf einer großen Brandstätte zwischen dem Heumarkt und der Pegnitz sich anzubauen. Die gänzliche Verweisung der Juden aus der Stadt geschah erst anderthalb Jahrhunderte später. R. G.

3. Und er soll dein „Narr" sein!

Das Beste kann mißbraucht werden und darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Bibliophilie in eine Bibliomanie bei Einzelnen ausartetet. Ein auffälliger Druckfehler, der nur in einigen Exemplaren vorkam, machte ein Buch zum Gegenstand der eifrigsten Suche der Bibliomanen. Die Frau eines Setzers wußte es einzurichten, daß sie aus den Worten Gottes an Eva: „und er (dein Mann) soll dein Herr sein", die ihr Mann gesetzt hatte, heimlich das Wort Herr entfernte und dafür das Wort „Narr" setzte. Der Druckfehler (eigentlich Druckfrevel) wurde bald bemerkt und corrigirt, die seltenen Exemplare mit dem „Narr" aber erzielen noch jetzt horrende Preise.

Aus der Schule.

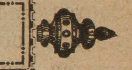
In der biblischen Geschichtsstunde knüpfte ein Lehrer an das Leben Kains und Abels die sinnige Bemerkung: „Nehmt euch ein Beispiel an Abels Sanftmuth, denn obgleich ihn sein Bruder Kain erschlagen hatte, rächte er sich doch nicht."
M. W.

Scherz-Rechenexempel.

Frage: Wenn Dein Vater ein Kalbfell für 20 Mark gekauft, und Du, lieber David, verkaufst es für 20 Mark 50 Pf. was hast Du da verdient?

Antwort: Prügel, weil Du es zu billig verkauft hast.

Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Wort-Räthsel.

Von A. Speier in Heinebach.

Ich bin ein Theil vom Menschen,
Bin auch ein Theil vom Thier
Und doch fehlt mir das Beste
Es fehlt das Herze mir.

Wirst Du mir's aber geben,
Bin ich ein ganzer Mann
Und lebte beim Propheten
Im Lande Kanaan.

II. Hebräisches Logogryph.

Von C. in R.

So betet der Vater so flehet der Sohn
„Herr, mit dem Ganzen uns gnädig verschon'!
Doch wenn Du dem Uebel die Spitze genommen,
Sei uns, was bleibet gar herzlich willkommen;
Und halten wollen in treuer Wacht
Die Gaben wir, die einst es gebracht."

Auflösung der Räthsel in vor. Nr.

I. 1. **Homer, Omer.** 2. **Siwan, Iwan.**

II. בִּינָה=Verstand. (Die Buchstaben als Zahlen: 2. 10. 50. 5.)

Siehe auch das Morgengebet: Der dem „Hahn" Verstand gegeben. (הנותן לשכוי בינה)

Vom „Brandenb. Räthsel-Kl. ging folgende Lösung ein:

הַאֲזִינָה: „קְנֵה בִּינָה!"	In's Ohr dir dringe: „Binah" erringe Spr. 4,5.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von L. D. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.